

. . . drei, zwei, eins - los!

Die Idee zum Theatersport entstand bei einem Catchkampf. Kein Wunder, pilgern Jugendliche in Scharen hin. Und die Szene wächst und wächst.

Der Zuschauer-Po-Abstand beträgt auf jeder Seite gefühlte minus zwei Zentimeter. Spätestens nach zehn Minuten werden die letzten Schals abgelegt und die ersten Pullover ausgezogen, nach fünfzehn Minuten fängt es langsam an zu kochen im Gaskessel. So heisst das Jugend- und Kulturzentrum im Berner Niemandsland an der Aare. Dass heute Abend Theatersport auf dem Programm steht - das Berner Theater am Puls TAP tritt gegen die Neuenburger Les Peutch an -, ist nur spärlich ausgemalt. Kein Problem. Die 200 Zuschauer, die meisten zwischen 15 und 25 Jahre alt und über doofe Hausaufgaben und mega Lipgloss debattierend, kommen regelmässig hierher oder haben durch Mundpropaganda davon gehört. Denn trotz grossem Publikumszulauf ist «das schnellste Theater der Welt», bei dem zwei Teams von Improvisationsschauspielern um die Gunst des Publikums buhlen, Kleinkunst mit Low Budget.

Die vom Warten in der Kälte steifgefrorenen Füsse und das kalte Gesäss, für das man keines der viel zu wenigen Sitzpolster in der Arenatribüne des «Chessu» mehr ergattern konnte, sind schnell vergessen. Nach einer kurzen Begrüssung von Publikum und den beiden Dreier-Teams zählt der Schiedsrichter im Fussballer-Tenue zum Aufwärmenspiel «Stop & Go» ein, zweihundert Mäuler zählen - nein, brüllen mit: «Fünf, vier, drei, zwei, eins, los!» Die fünf Spieler und die eine Spielerin fangen regelrecht bei null an, nur ein Ort ist gegeben. Immer zwei improvisieren miteinander eine Szene, die restlichen vier passen einen Moment ab, um einzuwechseln. Hat einer dieser vier, der ausserhalb der Szene steht, eine Idee, berührt er einen Spielenden an der Schulter, dieser muss mitten im Wort oder der Geste abbrechen und beiseite stehen, bis er wieder die Gelegenheit findet, zurück ins Spiel zu kommen. Das dauert oft nur ein paar Sekunden. Bei vielen Matches wird fürs «Stop & Go» ein Gegenstand aus dem Publikum geliehen, der in der Szene mimisch oder verbal verwendet werden muss, aber nie als das, was er eigentlich ist. Ist es etwa ein Portemonnaie, mutiert es in hohem Tempo vom Rasierer zur Foto zum Handy zum Toastbrot, bei jedem Spielerwechsel bekommt es eine neue Bedeutung. Schnell, witzig und überraschend, lautet die Maxime.

International im Trend

Im Verlauf eines Abends werden bis zu zwölf verschiedene Spielformen angewandt. Beim «Genre replay» oder «Speedy» zum Beispiel muss dieselbe Szene zuerst in 60, dann in 30, in 15 und in 7,5 Sekunden gespielt werden. Beim «Musical» müssen die Spieler, während sie eine Geschichte improvisieren, zwischendurch Lieder in verschiedenen Stilen wie Chanson, Rock oder Reggae singen - dagegen ist Karaoke ein Spaziergang. Ein Schiedsrichter oder Moderator gibt Themen vor oder erfragt sie aus dem Publikum, er überwacht die Stoppuhr, greift ein, verteilt Plus- beziehungsweise Strafpunkte. In manchen Ländern treten an seine Stelle Juroren, gegen deren Entscheide das Publikum nur buhend und pfeifend protestieren kann. In der Deutschschweiz pflegt man eher die Landsgemeindekultur: Das Publikum erhält vorab Zettel in den Farben der Teams oder mit Punktezahlen. Nach jeder erfüllten Spielvorgabe wird abgestimmt, und man hält die Farbe jenes Teams hoch, das nach eigener Ansicht besser gespielt hat. Am Ende gewinnt das Team mit den meisten Punkten.

Die erste Schweizer Theatersportgruppe, das Eidgenössische Improvisationstheater E. I. T. aus Zürich, wurde in den neunziger Jahren gegründet, kurz darauf folgten die Luzerner Improphil und die St. Galler Tiltanic. Anders als bei den Poetry-Slams ist die Tendenz hier weiterhin steigend. Allein in den letzten zwei Jahren wurden in der Deutschschweiz acht neue Gruppen gegründet, inzwischen sind es siebzehn. Dazu kommen Ausbildungsmöglichkeiten wie Workshops, und Ende Februar startet der erste Diplomlehrgang in Improvisationsschauspiel. Der Trend hält auch international an. So trafen sich im Rahmen der Fussball- WM '06 Teams aus aller Welt in Berlin zur ersten Weltmeisterschaft.

Entwickelt wurde Theatersport in den sechziger Jahren zur «Befreiung» des traditionellen Schauspielunterrichts. Keith Johnstone, von 1956 bis 1966 Lehrer am Royal Court Theatre in London, sehnte sich nach der Ekstase der Zuschauer, die er am «normalen» Theater nicht erlebte. Eines Tages ging er mit zwei Regisseuren des Royal Court an einen Catchkampf. Fasziniert von der Atmosphäre, kam ihnen die Idee, die Catcher durch Improvisationsspieler zu ersetzen.

Macht aber viel Arbeit

Den Durchbruch erlebte Johnstone in Kanada, wo er 1977 die Loose Moose Theatre Company gründete und von dort aus Theatersport und Varianten wie Gorilla-Theater, Micetro (von mice, Mäuse) oder Maestro sowie The Life Game international bekannt machte. Aus dem Theatersport gingen später Radio- und Fernsehshows wie «Whose Line Is It Anyway?» hervor. Die deutschen Impro-TV-Formate sind «Schillerstrasse» und «Frei Schnauze». Johnstone, heute 74-jährig, ist eine Art Theatersport-Guru und begehrter Workshop-Leiter. Er schrieb Bücher, entwickelte unzählige Spielformen und fordert, gerade auch mit der Sprache zu experimentieren. Das geht von Kauderwelsch bis zu Matches mit ausländischen Gastteams, mit denen man höchstens eine beiden fremde Sprache rudimentär gemein hat.

Die Zweisprachigkeit erweist sich tatsächlich als produktiver Faktor. Beim Match der Berner und der Romands sollen Les Peutch, die seit einigen Jahren mit Abendprogrammen touren und im Sommer mit dem Zirkus Knie in der Romandie unterwegs sein werden, einen Werbespot spielen für ein Produkt, das es nicht gibt. Jetzt ist das Publikum gefragt. «Chräbelimaschine!», ruft jemand. Grosse Augen bei den Romands. Der Schiedsrichter erklärt: «Ein Ding, das so macht», und streicht mit den Fingern sanft über Carlos Rücken. «Ah, une femme!» Für deutschschweizerische Nichtberner: Es ist weder eine Frau noch ein Automat, der Anis-Biskuits macht; «chräbele» heisst kraulen. Das Neuenburger Trio ersinnt einen kurzen Spot, das Publikum kreischt, röhrt und quiekt stimmbruchbetroffen.

Über die Qualität einer Darbietung bestimmen viele Faktoren, nicht zuletzt auch die musikalische und lichtdramaturgische Begleitung. Die Ausbildung spielt keine primäre Rolle, obwohl viele Theatersportler an Akademien oder der Pariser Theaterschule Jacques Lecoq ausgebildete Schauspieler, Clowns und Theaterpädagogen sind und einen «handwerklichen» Vorsprung auf Laienspieler haben. Zentral dagegen ist der gegenseitige Support. Denn Theatersport ist gnadenlos, jeder Durchhänger wird gebüsst. Ein Spiel heisst «Oje»: Die Spieler improvisieren eine Geschichte. Entweder darf jeder nur ein Wort sagen, wenn er dran ist, bestimmte Wörter sind verboten, oder die Licht-Regie wechselt unvermittelt den Erzähler. Zögert einer, schreit das Publikum «Oje», und er ist draussen. An Abenden bei Improphil fliegen vorab verteilte Plastic-Rosen und nasse Schwämme auf die Bühne, andernorts werden Plüschtiere oder der berüchtigte Slipwurf eingesetzt.

Wie alle schöne Kunst macht Theatersport viel Arbeit. Die Teams trainieren wöchentlich und legen vor besonderen Matches, zum Beispiel gegen ein ausländisches Team, Übungswochenenden hin. Grosses Ziel ist es, mehr als seichte Unterhaltung zu bieten. «Die Improvisierer sollten die Träume und Albträume und Leidenschaften verkörpern, die im Geist des Zuschauers gefangen sind», schreibt Johnstone in «Theaterspiele». Im Gegensatz zum «normalen» Theater, wird oft eingewandt, könne Improvisationstheater das Publikum weder zum Weinen, Entsetzen noch zum Mitleid bringen, sondern nur zum Lachen. Das stimmt nur bedingt. Bei längeren Formen wie «Harold» kann es durchaus ins Romantische oder Tragische kippen. Anders als Tränen oder Gänsehaut ist Lachen natürlich die einzige für die Schauspieler hörbare Zuschauerreaktion, und gerade die Interaktion macht Theatersport so attraktiv. Die hohe Kunst des Theatersports sind nicht die schnellen Gags, denn diese fallen schnell in sich zusammen. Eine wichtige Rolle kommt da den Schiedsrichtern zu. In der Romandie, wo die «sportliche» Komponente wie in Frankreich dominanter ist, treten sie strikter auf als in der Deutschschweiz oder in Deutschland, wo sie eher charmante Animatoren sind und weniger rigoros Strafen verteilen.

Doch strenger erweist sich oft als spannender und lustiger. Denn zum einen sollte ein Schiedsrichter Publikumsvorschläge kanalisieren und ablehnen, was unter die Gürtellinie geht. Tut er es nicht, ist eine schlappe Szene programmiert. «Der dümmste Vorschlag ist immer der, der am lautesten gerufen wird», warnt Johnstone. Das betrifft auch die Gefahr der Wiederholung. Wer schon mehrere Matches besucht hat, weiss warum: Sollen die Zuschauer eine Farbe, einen Beruf, ein Gefühl und ein Filmgenre wünschen, kommen als Antwort meistens rot, Metzger, Liebe, Western. Zum anderen wirkt der Schiedsrichter als Brückenbauer: Je gestrenger er auftritt, desto mehr solidarisiert sich das Publikum mit den Spielern. Der Berner Schiedsrichter gehört zur strengen Sorte. Noël von Les Peutch fordert ihn mit Widerreden heraus, der Richter verweist ihn vom Spielfeld und ertotet prompt ein Pfeifkonzert. Gemeinsam gegen die «Obrigkeiten» protestieren - mega!